

2.1 Erfahrungsbericht

2.1.1

Curt Stauss

Hoffnung angesichts der Zukunft?

Erfahrungsbericht aus der kirchlichen Friedensarbeit in Ostdeutschland

1

Sollten die Kerzen der friedlichen Revolution 1989 doch nicht bloß ein Symbol – Zeichen für die Kraft der Schwachen –, sondern in einer eigentümlichen, beinahe kuriosen Weise das Werkzeug der gewaltfreien Umwälzung im Osten Deutschlands gewesen sein? Die eine Hand hielt die Kerze, die andere schützte die Flamme vor dem Novemberwind; so waren beide Hände daran gehindert zu schlagen ... Ein Erfahrungsbericht aus der kirchlichen Friedensarbeit der ostdeutschen Kirchen muß auf solche Gedanken kommen, denn er muß sich der Frage stellen, wie die Friedfertigkeit der sanften Revolution im Herbst 1989 und die Gewaltbereitschaft Jugendlicher im Osten Deutschlands in den letzten Jahren zusammenpassen. Sollte die kirchliche Friedensarbeit, insbesondere die vielen Bemühungen um eine Erziehung zum Frieden, zwar bis zum Herbst 1989 ausgereicht haben, in den veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen aber nicht mehr greifen? Oder sind es ganz andere, die jetzt schlagen, als jene, die damals demonstrierten? Das will nur teilweise einleuchten – zumindest was die öffentliche Duldung der Schläger angeht. Auch durch die Brechung aller gesellschaftlichen Erfahrungen im Herbst 1989 hindurch soll nach den Effekten der kirchlichen Friedensarbeit gefragt werden: Wer wurde erreicht? Und wie, und wie intensiv, wurden die geprägt, die da erreicht worden sind?

2

Kirchliche Friedensarbeit stellte sich zu DDR-Zeiten als nicht völlig erfolglose Arbeit dar. Die Zahl der Bausoldaten stieg von Jahr zu Jahr. Das Bewußtsein unter Jugendlichen, vormilitärische Übungen zumindest als potentielle Wehrdienstverweigerer nicht mitmachen zu können, wuchs. Die Diskussion, die bei der individuellen Gewissensentscheidung – 5. Gebot contra Wehrpflicht – begonnen hatte, wurde Jahr um Jahr in einem weiteren friedensethischen und friedenspolitischen Horizont fortgesetzt.

Dabei war der Weg von zahllosen Umtauschaktionen für Kriegsspielzeug bei kirchlichen Gemeinde- und Kinderveranstaltungen bis hin zur Orientierungshilfe in Fragen des Wehrdienstes oder zum Arbeitspapier »Erziehung zum Frieden« nicht so weit wie der von einer individuell verstandenen christlichen Friedensverantwortung zur Absage an Geist, Logik und Praxis der Abschreckung, die die Synode des Bundes der Ev. Kirchen in der DDR 1982 aussprach.

Es gab eine Art friedensethischen Fortschritt, befördert durch Zeichen und Zeichenhandlungen wie »Schwerter zu Pflugscharen« oder den Olof-Palme-Friedensmarsch 1987. Eine lange Zeit binnenkirchlich anmutende Debatte erreichte immerhin das Niveau, das ihrem Anspruch entsprach, politikfähig christliche Verantwortung aussprechen zu wollen; Überwindung der Abschreckungslogik und des Blockdenkens, Aufbau vertrauensbildender Maßnahmen und Stärkung der KSZE, einseitige Abrüstungsschritte, Bemühungen um die Vorbereitung von Rüstungskonversion, erste Überlegungen zu christlichen Friedensdiensten und immer wieder die Suche nach konsensfähigen theologischen Begründungen für die friedensethischen Aussagen von Synoden wie auch für die Aktionen von Friedensgruppen, all das sind Stichworte auf dem Weg der kirchlichen Friedensarbeit in der DDR. Die Einsicht, daß die Bergpredigt entgegen dem alten Verdikt, mit ihr sei kein Staat zumachen (Bismarck) bzw. keine Politik (H. Schmidt), in einer hochgerüsteten Welt von unmittelbarer friedenspolitischer Relevanz ist, gehörte zu den Überraschungen gerade für Theologen.

Allerdings ist einzuräumen, daß – von einzelnen ökumenischen Konferenzen abgesehen – die Gesprächspartner oft nicht erreicht wurden, die eigentlich angesprochen werden sollten. Auch hier hinterließen die unterdrückte Öffentlichkeit in der DDR und die weithin erfolgreichen Kontaktverbote bzw. -verweigerungen von Politikern, Militärs und Wissenschaften ihre provinzialisierende Wirkung.

Dem Herbst 1989 unmittelbar voraus ging die Ökumenische Versammlung in der DDR. Nicht allein die Tatsache, daß in einem bis dahin beispiellosen Dialog die kirchliche Leitungsebene, die Basis (von Gruppen und von Gemeinden) und Experten die aktuellen Weltprobleme in ihrer DDR-spezifischen Gestalt diskutierten, sondern ebenso, daß die 12 Ergebnistexte an zahllosen Orten und in vielen, auch nichtchristlichen, Gruppen diskutiert wurden, erklärt die Sprengkraft dieser Ökumenischen Versammlung und macht sie zu einem wichtigen Schritt auf dem Weg zu Veränderungen in der DDR. Es ist naheliegend, daß zahlreiche Formulierungen aus den Ergebnistexten der Ökumenischen Versammlung in den Programmen der neuen Parteien und Bürgerbewegungen, später freilich auch bei alten Parteien, auftauchen – ebenso wie nicht wenige Mitglieder der Ökumenischen Versammlung dann als Politiker und Politikerinnen bekannt werden. Die Ergebnistexte 4 und 5 »Der Übergang von einem System der Abschreckung zu einem System der po-

litischen Friedenssicherung und Orientierungen und Hilfen zur Entscheidung in Fragen des Wehrdienstes und der vormilitärischen Ausbildung¹ lesen sich wie Zusammenfassungen der Erfahrungen kirchlicher Friedensarbeit.

Lebensberatung und Friedenserziehung, bewußtseinsbildende Arbeit, zeichenhafte Aktionen und die Friedensgebete, die zuerst in den Friedensdekaden (stets 10 Tage im November zu demselben Motto und in unzähligen Gemeinden) seit 1980 gehalten wurden – sie haben viele Menschen mit der christlichen Friedensbotschaft und in ihrem Mittelpunkt mit dem Gewaltverzicht Gottes so in Verbindung gebracht, daß Gewaltverzicht auch politisch immer vernünftiger erschien.

Welche Erfahrungen sind festzuhalten? Was müssen wir für die kirchliche Friedensarbeit neu lernen? Und, die schwerste Frage, woraus ist Hoffnung zu gewinnen?

3

Friedfertiges, konfliktabbauendes Verhalten, gewaltfreier Widerstand ist in der kirchlichen Friedensarbeit im Osten Deutschlands nicht trainiert worden. Möglicherweise liegt hier einer der Gründe dafür, daß die kirchliche Friedensarbeit nach 1989 so wenig nachhaltig wirkt. Jedenfalls war der gewaltfreie Herbst 1989 auf dieser Ebene nicht vorbereitet!

Welche Erfahrungen also bleiben festzuhalten? Sechs Erfahrungen seien genannt. Da ist zunächst die Absichtslosigkeit in der Seelsorge zu nennen: Weil eine Not deutlich wurde, individuell wie gesellschaftlich, nahmen die Kirchen eine Stellvertreterfunktion für gesellschaftliche Öffentlichkeit wahr und nutzten die offenen Kirchen. Gruppen sind entstanden und damit Geborgenheit, die Erfahrung von Solidarität, gemeinsamem Lernen und Stärke. Aktionen und Symbole wurden gefunden, am kräftigsten wirkt bis heute die Abbildung des sowjetischen UNO-Denkmal mit dem Text des Propheten Micha. Die Perspektive kirchlicher Friedensarbeit war immer das Reich Gottes, ihr Ort diese Welt, auf der das Kreuz stand. Diese Ortsangabe mit dieser Perspektive schützte vor zerstörender Ungeduld wie vor Resignation; die Spannung zwischen Perspektive und Ort auszuhalten, geschah durch das Gebet, (das in nicht wenigen Kirchen 10 Jahre lang wöchentlich gehalten wurde). Kirchliche Friedensarbeit wurde darauf aufmerksam, daß die Motivation dieses Einsatzes geklärt werden muß: Ist es die Angst, etwa beim Protest gegen die Stationierung weiterer Kurzstreckenraketen, nun selbst

1 Die Texte sind nachzulesen in: Ökumenische Versammlung für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Dresden – Magdeburg – Dresden. Eine Dokumentation, Januar 1990 bei Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste.

bedroht zu sein? Oder ist es gar die kirchliche Verstärkung politisch-nationalistischer Ziele? Oder ist es das Bekenntnis: Christus hat alle Mächte unter seine Füße getan? Wer nach der Motivation fragt, entdeckt die Aufgabe der Gewissensbildung. Nicht wenige junge Männer, die den in DDR-Zeiten schwereren Weg der Bausoldaten gingen, fragten vor allem, wie sie um den bewaffneten Dienst herumkommen könnten. Gewissensbildung, Gründe für eine Gewissensentscheidung interessierten sie wenig, und entsprechend gering war ihr Durchhaltevermögen, wenn der Druck der Militärbehörden begann; einige revidierten nach einigen Tagen Gefängnis das, was sie für ihre Entscheidung gehalten hatten.

4

Wo kann die kirchliche Friedensarbeit nicht an Erfahrungen anknüpfen? Was ist so anders geworden, daß es neu gelernt werden muß? Eine junge Frau antwortet darauf: »Die militärische Bedrohung ist geringer geworden. Die alltägliche Bedrohung ist gewachsen. Und die stärkste Bedrohung ist die Ich-Bezogenheit vieler Menschen.« Was meint sie? Sie spürt eine veränderte Bedrohung. Sie gehört zu der Generation von DDR-Kindern, die im Kindergarten mit aus Papier gebastelten Schutzmasken Atomalarm übten. Ihre Eltern erzählten ihr, daß sie nachts manchmal aufschrie;

Atomkrieg gehörte zum Wortschatz der Fünfjährigen. Die Kriege jetzt sind weiter in die Ferne gerückt, trotz der täglichen Nachrichten nicht unmittelbar bedrohlich. Das ist aber der Alltag im Gegensatz zum DDR-Alltag; sie hat stets ein Spray bei sich, wenn sie abends unterwegs ist, nachdem sie zweimal überfallen wurde. Und sie hat Angst davor, sich mit dem Reizgas nicht angemessen wehren zu können, einen Angreifer vielleicht nicht nur abzuschrecken, sondern ihm bleibende Schäden zuzufügen, Augenverätzungen beispielsweise. Inwiefern aber ist Ich-Bezogenheit bedrohlich für sie? Sie sagt: nicht nachdenken, nicht handeln, sich nicht verantwortlich fühlen, das hat zur Folge: Es gibt viel weniger Druck von unten. Die Ich-Bezogenheit zeigt sich im Verschwinden von Gruppen. Während das Netzwerk von Basisgruppen in der DDR gut 200 Gruppen umfaßte, werden jetzt kaum noch 30 gezählt. Mit den Gruppen fehlen gemeinschaftliche Visionen.

Anderes ist gar nicht anders geworden – aber in den Dimensionen so verändert, daß kirchliche Friedensarbeit neu lernen muß. Zum Beispiel Kinderspielzeug: Während in der DDR die Proteste sich gegen Spielzeugpanzer richteten, müßten sie jetzt gegen den Markt aktiv werden, auf dem Videospiele einen Atomkrieg gewinnen lassen, der Markt aber ist da und so schwer angreifbar wie jeder Mythos. Auch nicht anders geworden, aber in den Dimensionen verändert und in der Wahl der

Mittel geschickter geworden ist die Militärbükratie: Ernst S. hat Mitte der 80er Jahre in der DDR den Wehrdienst verweigert. Die Inhaftierung blieb ihm wie den meisten jungen Männern nach 1985 erspart. Dann gehörte er zu den ersten Neubundesbürgern, die aufgrund einer DDR-Musterung in die Bundeswehr einberufen wurden. Nicht so sehr das rechtlich fragwürdige Verfahren als vielmehr des Desinteresse der Bundeswehr an den Motiven seiner Verweigerung wurde das Problem. Nachdem er, der als Krankenpfleger arbeitete, sich mit dem zuständigen Standortkommandeur verständigen konnte, mußte er vor den Feldjägern immer neue Verstecke suchen. In dem mit starker öffentlicher Beteiligung geführten Prozeß wurde er zu zwei Jahren Gefängnis auf Bewährung verurteilt – und zugleich mit erneuter Einberufung bedroht, so daß er das zweite Mal straffällig hätte werden müssen, wenn er seiner Überzeugung treu bleiben wollte. Der Hinweis, daß in demselben Gerichtssaal wenige Wochen zuvor die ersten Mauerschützen verurteilt worden waren, weil sie einem Befehl und nicht ihrem Gewissen gefolgt waren, während Ernst S. nun verurteilt werden soll, weil er einem Befehl nicht folgt, sondern seinem Gewissen, verfiel beim Richter nicht. Erst recht war dem Gericht nicht einleuchtend, daß die Verweigerung des Wehrdienstes sich nicht auf das System der DDR bezog, sondern prinzipiell auf jede Armee – und dieselben Argumente waren zu erfahren: Er zeige damit, daß er das System nicht verteidigen wolle, es also nicht für unterstützenswert halte ...

Ein anderer junger Mann, der schon als 14jähriger in kirchlichen Umweltveranstaltungen durch profunde Kenntnisse auffiel und dem aus politischen Gründen wie auch den beiden zuvor erwähnten jungen Leuten das Abitur verweigert wurde, nahm einen Beschluß der Synode des Bundes der Ev. Kirchen in der DDR ernst: Wenn nicht erst der Einsatz von Massenvernichtungswaffen, sondern schon die Herstellung gegen Gottes Willen ist, dann muß die in der DDR zum Tabu-Thema gemachte Uranförderung im Wismut-Gebiet (etwa zwischen Gera und Zwickau gelegen) untersucht werden. Die unter äußerster Zurückhaltung recherchierten Organisationsstrukturen, die Fördertechnologie, die Verwendung in sowjetischen Atomkraftwerken zur Herstellung waffenfähigen Materials, die gesundheitlichen und ökologischen Folgen der Uranförderung waren bis dahin nirgends dargestellt worden, schon gar nicht kritisch. Die innerkirchlich veröffentlichte Publikation »Pechblende«² wurde vom Staatssicherheitsdienst für höchst bedrohlich gehalten; Einschüchterungsversuche, Kontakt- und Reiseverbote, Berufs- und Ausbildungsbehinderungen nahmen zu. Der Verfasser hat sich nicht einschüchtern lassen. Seine Vorträge gehörten zu den wichtigen Sachbeiträgen bei Friedensseminaren, in Umweltgruppentreffen und bei der

2 In überarbeiteter Fassung: *Michael Beleites*, Altlast Wismut, Frankfurt/M. 1992.

Ökumenischen Versammlung. An dem zunächst abgelegen erscheinenden Thema Uranförderung wurde deutlich, daß ein Friedenthema nicht abgelöst von anderen Problemen diskutiert, erst recht nicht bearbeitet werden kann; die Integration von Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung, die Entdeckung, die zum Konziliaren Prozeß führte, wurde durch die »Pechblende« exemplarisch deutlich – und damit wurde zugleich deutlich, daß Friedenserziehung auch Umwelterziehung und Erziehung zu mehr Gerechtigkeit sein muß.

5

Woraus wächst Hoffnung? Hoffnung ist nicht aus den Tatsachen zu gewinnen – mit diesem (kreuzestheologisch begründeten) Satz ist die Friedensbewegung im Osten wie im Westen in die Phase der Resignation nach der Raketenstationierung im Herbst 1983 gegangen. Ist es leichter zu sagen, woraus Hoffnung *nicht* wächst?

Sie wächst nicht aus einem noch so geprägten Gewissen, wenn das ein provinzielles Gewissen ist. Sie wächst nicht aus der Kalkulation der Gewinnchancen im öffentlichen Streit um Medienaufmerksamkeit. Das muß betont werden, weil ostdeutsche Aktive der kirchlichen Friedensarbeit rasch gelernt haben, danach zu fragen, ob ein Vorhaben mehrheitsfähig, kampagnefähig und mediengerecht sei. Hoffnung wächst auch nicht aus der institutionellen Veränderung von Friedensaktivitäten – wie überhaupt der institutionellen Präsenz, der anstelle der bisher üblichen personalen Präsenz in wichtigen Bereichen der Gesellschaft erheblich zu viel zugetraut wird. Militärseelsorge und Zivildienst sind zwei Felder dieses Streites.

Woraus ist Hoffnung zu gewinnen? Zunächst ist ein *Gestaltwandel von Hoffnung* zu beschreiben. Während die 68er mit einer weitreichenden Vision einer veränderten Gesellschaft angetreten sind, einer Vision, die viele gesellschaftliche Bereiche neu zu beschreiben versuchte, sind die Visionen danach bescheidener geworden: zum ersten durch die Kritik mittelständischer revolutionärer Eliten; zum zweiten durch die Diskussion der Mittel, die den Weg zum erstrebten Ziel immer wichtiger werden ließen; zum dritten aber durch die wachsende Skepsis, welche globalen Ziele überhaupt noch gehofft werden können, wobei die Grenzen des Wachstums in einer Reihe von Warnsignalen das wichtigste Thema sind.

Hoffnung ist vom Blick auf eine Vision, antezipatorisch, zu einer Alltagsarbeit geworden. Die Spannung zwischen der erstrebten Zukunft und der unerfreulichen Gegenwart nicht zu entspannen, indem man entweder in die Zukunft flüchtet (die gewalttätige Variante heißt seit biblischen Zeiten Apokalyptik) oder sich etabliert, sondern diese Spannung auszuhalten, das etwa heißt nun Hoffnung – und das ist ungefähr auch der

Begriff von Hoffnung, der im Neuen Testament gebraucht wird. Jugendliche haben mit einer erschütternden Abgeklärtheit (»Diese Welt ist sowieso nicht zu retten.«) Umweltarbeit geleistet oder sich an Aktionen gegen die Einleitung von Abwässern in Flüsse beteiligt usw. Das Luther zugeschriebene Wort von dem Apfelbäumchen klang auf einmal, etwa seit Anfang der 80er Jahre, gar nicht mehr betulich. Niemand von diesen jungen Leuten hatte Camus' Mythos von Sisyphos gelesen. Aber sie entdeckten Sinn und Würde im nächsten Schritt. Ihre Hoffnung sprachen sie nicht fromm aus. Der lange Atem aber schien ihnen aus dem zu kommen, was die Alten die Hoffnung auf das Reich Gottes nennen.

Wachsende Skepsis gegen Worte – und es gab gute, klare Worte von Synoden – und Aufmerksamkeit auf's Verhalten, darauf, ob eine/r »echt« ist, sind kennzeichnend für die jungen Menschen, die sich auch jetzt an der Friedensarbeit beteiligen. Erwachsene, die »echt« sind, an denen man sich reiben kann, sie sind eine Hoffnung für die Erziehung. Jochen Garstecki, katholischer Theologe und Friedensforscher beim Bund der Ev.Kirchen in der DDR, sagte bei der Eröffnung des Olof-Palme-Friedensmarsches am 2. September 1987 in Ravensbrück: »Dieses Kreuz soll uns daran erinnern, daß wir auf einem Pilgerweg unterwegs sind. Es ist das unzweideutige Zeichen: Es zeigt uns, wie Versöhnung und Frieden unter Menschen möglich werden. Es ist das unterscheidende Zeichen: Es macht aus Demonstranten, die für den Frieden marschieren, Pilger, die um den Frieden bitten. Es ist das verpflichtende Zeichen: Es richtet unsere Gedanken, Absichten und Worte an der Art Jesu aus, Frieden zu machen. Wir dürfen das Kreuz nicht umdrehen und zum Schwert werden lassen, weder in Gedanken, noch Worten, noch Werken.«³

Curt Stauss ist evangelischer Pfarrer in Lauchhammer.

3 Abgedruckt in: Joachim Garstecki, *Zeitansage Umkehr*, Radius-Verlag Stuttgart 1990, 76f. Eine lesenswerte Darstellung kirchlicher Friedensarbeit ist die Studie von Eberhard Kurth, *Wider die Militarisierung der Gesellschaft: Friedensbewegung und Kirche in der DDR*, Konrad-Adenauer-Stiftung Forschungsbericht 35, Juni 1984.